

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 51

Buchbesprechung: Neue Schweizer Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nachtslied singen und mit gar hohem Ernst begannen wir: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und unsere Augen und Herzlein werden wohl auch mitgeflogen haben. Nun kam die Großmutter. Verwundert schlug sie die Hände zusammen über den schneeweissen Haaren und schaute erstaunt auf unsere prächtigen Weihnachtsgeschenke. „Aber, aber wieviel! Da, mein' ich, hat's das Christkindlein mit euch wieder besonders gut gemeint!“ Noch verwundeter aber machte ich die Augen auf und staunte die Großmutter an wie gebannt und zwar vom Kopf bis zu den Füßen.

„Was schaust mich so an, Meiredli?“ fragte sie ruhig.

„Großmutter, Großmutter,“ brüllte ich heraus, „das Christkindlein kann nicht fliegen!“

„Warum denn nicht, Büblein?“

„He, weil es gar keine Flügel hat; eine Haube hatte es an wie Ihr und große, große Winterschuhe, und geschnauzt hat es sich.“

„Was du nicht sagst!“ machte verwundert die Großmutter. „Jetzt am End ist es dir gar nicht mehr lieb, weil es keine goldenen Flügel hat.“

„O doch, Großmutter, Ihr seid mir ja auch lieb und habt doch auch keine Flügel.“

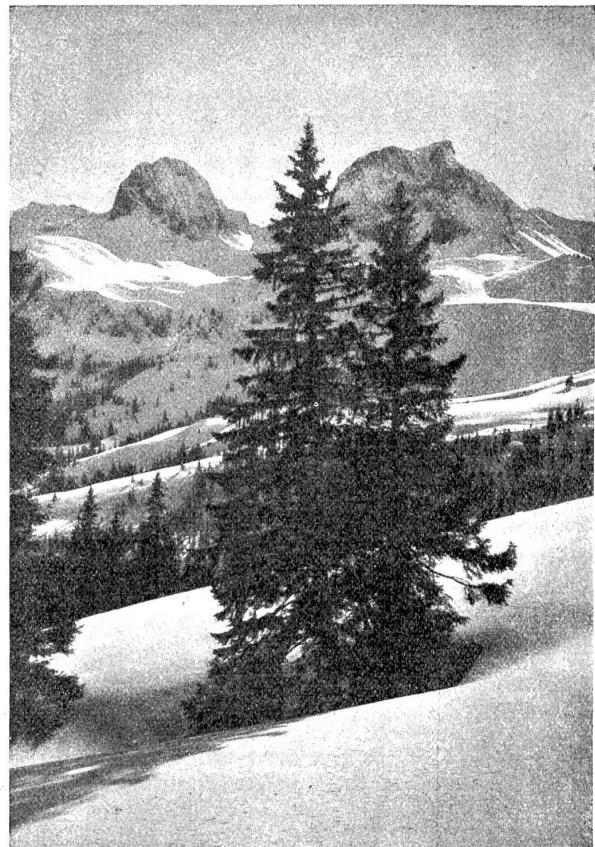
„So komm, gib mir jetzt ein Küschchen, Meiredli!“ sagte die Großmutter. Und als ich ihr das Küschchen auf die weiße, runzelige Wange gab, da war mir schier, als fühle ich das Christkindlein.

In selber Nacht nach der zwölften Stunde haben der Kueradeli und ich gut geschlafen, obwohl zwei gewaltige Birnenwecken und eine Anzahl harter Nüsse das Lager mit uns teilten. Um folgenden Morgen guckte ich unwillkürlich in der Kirche an die Wände und die hochgewölbte Decke hinauf. Es hatte mir geträumt, die Engelein, welche dort herumfliegen, hätten alle auch Spikenhäubchen auf den runden Köpfchen und Endenschärpen an den Barfüßchen. Es war aber nichts.

Neue Schweizer Bücher.

II. „Im Schatten des Gantrisch.“ Tier- und Menschengeschichten von Ludwig Meyner. Illustriert von E. Cardinaux. Bern, Verlag A. Franke.

Selten ist es einem Dichter so restlos gelungen, den Heimatgeist eines engbegrenzten Städtlein Landes geistvoll und scharf und poetisch zugleich wiederzugeben, wie dem Verfasser des vorliegenden Büchleins. Dieses enthält 3 Skizzen, von denen nur die zwei ersten unter den Rahmentitel passen, und eine längere Erzählung. Die Skizzen sind Erinnerungsbildchen, den Lesern als Rostprobe vorgezeigt. Sie bereiten uns auf das Hauptstück verheizungsvoll vor. Vorahnend genießen wir in Sätzen wie der, worin von Vater Binggeli in „Binggeli's Hühner“ gesagt wird, daß er „mit Kummer Kind und Regel“ die Gipfelsütte des Kaltenberggleins bewohnt habe, den kraftvoll humoristischen Stil des Verfassers. Dieser Stil deutet auf ein eigenstarkes dichterisches Talent hin; die von einem ausgesprochenen, man möchte sagen akademischem Selbstbewußtsein getragene Selbstironie in der zweiten und dritten Skizze verstärkt diesen Eindruck. Mit aufrichtiger Bewunderung folgen wir dem Dichter da, wo er in seinem Stil die minutöseste Beobachtung zu einer fabelhaften Bildkräftigkeit auswertet. Jeder Satz ist geschnitten und mit Sachlichkeit gefüllt. — Den Gipfel in dieser Hinsicht erklimmt die letzte Geschichte: „Das Fronfastenschaf“. Sie ist die umfanglichste und hat sich in Anlage und Ausgestaltung fast zu einem Roman ausgewachsen. Der Roman eines Mutterschafes! Etwas Nochniedagewesenes! Gewiß, aber durchaus ernst zu nehmen. Wir wissen nicht, was uns mehr fesselt, ob die abenteuerlichen, aber durchaus lebenswahren Schicksale dieses vermeintlichen Gespensterschafes oder die Kunst des Dichters, mit dem ganzen Rüstzeug seines reichen volkstümlichen Wissens und seiner Lokalkenntnis uns



Winterlandschaft aus dem Gantrischgebiet.

die Felsenöde des Gantrischgebietes und die wälder- und dörferreiche Gegend über und unter dem Gurnigel in ihrer Totalität vorzuzaubern.

Meyers dichterische Leistung kommt uns fast wie ein auf ein künstlerisches Programm basierender Versuch vor, dessen Leitsatz lauten könnte: Der Dichter soll mit dem Minimum von Wortmitteln ein Maximum von poetischer Realität erzielen. Der Vergleich mit dem Illustrator des Buches, mit E. Cardinaux, ist für Meyers Dichtkunst aufschlußreich. Cardinaux' Zeichnungen erscheinen auf den ersten Blick in ihrer Linienfärbigkeit phantasiearm und unzulänglich; je länger man sie aber betrachtet, um so lebendiger werden sie, bis zuletzt alles an ihnen harmonische Wirklichkeit ist. Ganz gleich ergeht es uns mit Meyers Darstellung. Man lese daraufhin die ersten 10 Seiten seiner „Fronfastenschaf“-Erzählung und vergleiche die Zeichnungen auf S. 79, 85 und 87. Der Dichter scheint den scharfen Stift des Zeichners zu führen und der Zeichner mit der phantasievollen Feder des Erzählers zu zeichnen. So durch das ganze Buch hindurch. Wer Cardinaux' Kunst näher kennt, weiß, daß die Gleichsetzung mit ihr für Meyers Dichtertum ein großes Lob bedeutet.

Der Intellektualismus, der für diese Kunst bezeichnend ist, schließt aber für den Dichter eine Gefahr in sich. Sie tritt in Meyers Buch schon recht augenfällig in Erscheinung. Es fehlt seinen Geschichten die epische Breite, die nun einmal ein notwendiges Ingrediens der guten Erzählung ist. Auch fehlt ihnen, die sonst so kräftig und schmackhaft zubereitet sind, die beste Würze: der Affekt, die Liebe. Nie zeigen sie das Fühlen, immer nur den Intellekt des Dichters, der Naturwissenschaftler guckt aus jeder Zeile heraus; seine Menschen haben kalte Herzen; darum kommt auch nirgends die Seele des Lesers voll zum Mitschwingen. — Möglich, daß uns Ludwig Meyner nur eine Probe seines dichterischen Könnens geben wollte; möglich, daß er sich in seinem ersten

Büche erst subjektive Hemmungen vom Herzen schreiben mußte. Hoffen wir, daß er, nun ihm technisch die Wege



Illustrationsprobe aus L. Meyer, „Im Schatten des Ganterisch.“
Illustriert von E. Cardinaux. Verlag A. Francke, Bern.

offen stehen, sich auf das Endziel aller Kunst besinnen und in seinem nächsten Buche uns eine im Feuer einer menschenliebenden Künstlerseele geläuterte Wirklichkeit zeigen wird.

III. Geschichten von der Sommerhalde von Josef Reinhart. Bern, Verlag von A. Francke.

Es gilt hier keinen Neuling einzuführen. Josef Reinhart ist heute schier jedem Schweizerkind bekannt; seine Lieder werden in Schule und Haus gesungen und seine Geschichten im Familienkreis gelesen; Reinhart gehört unbestreitig heute zu den populärsten Schweizer Autoren. Sein neues Buch ist unseres Wissens das zweite in der Schriftsprache geschriebene. „Heimatland“, das erste, bewies, daß ihm auch in den Reihen der hochdeutschen Erzähler ein erster Platz gebührt. Es stand darin eine überaus stimmungsvolle kleine Skizze: „Die Mutter“. Sie hat in seinem neuesten Buche ein künstlerisch gleich bedeutungsvolles Pendant erhalten, die Erzählung „Der Vater“. Dort ward der Begriff „Mutter“ in einem typischen Einzelfall verbildlicht, hier ist ein Vater geschildert, der wiederum in seiner Art typisch das Vatertum im Gegensatz zur Mütterlichkeit verkörpert. Wie Schiller im „Lied von der Glocke“, so läßt Reinhart seinen Vater ein Kämpfer mit dem feindlichen Leben sein. In diesem Kampf wird er hart und sein Sinnen ist nur auf die Arbeit gerichtet. Sie ist seine Stärke, aber auch seine Schwäche; denn sein Selbstgefühl und seine Lebensenergie hängen stark ab von der physischen Kraft, die ihm das Kämpfen in den vordersten Reihen ermöglichte. In dem Augenblide, wo ihn das Alter überfällt, wird er mutlos und lebenssatt. Es ist eine Stille, aber herbe Tragik in diesem Altwerden. In der „Mutter“ hat Reinhart ein ähnliches Motiv in den Mittelpunkt gestellt: die Mutterliebe wird verdrängt durch die Gattenliebe; sie erträgt den Schmerz in Resignation. Die gleiche feine Resignationsstimmung liegt auf der Erzählung „Vater“; nur daß hier die Tragik verstärkt wirkt und der Vater stirbt. Reinhart ist ein Meister im Herausholen solcher Stimmungswirkungen. In varierter Form finden wir sie wieder im „Knecht“, im „Hudilumper“, in der feinen Skizze „Der Heimat zu“. Das letztergenannte Stück ist ein Kabinettstück verfeinerter Stimmungsromantik, bei der das dichterische Ich wie ein silberleuchtender Hintergrund in einem abenddunklen Bildchen wirkt. Die Ich-Technik ist hier am sichersten und erfolgreichsten gehandhabt. Die andern Ich-Erzählungen entbehren einer gewissen Schlichtheit und Folgerichtigkeit, die dieser Technik erst die gewünschte Kraft gibt.

Was uns Reinharts Bücher aber immer und immer wieder lieb und teuer macht, das ist ihre Lebens- und Menschenbejahung. Sie sind voller Glaube an das Gute in der Welt. Raum ein negativer Zug ist mit pessimistischer Konsequenz in den Vordergrund gerückt. Umsomehr ist das Positive betont. Besonders schön und warm in der Erzäh-

lung „Der Birnbaum“, in der der „merkwürdige Wendepunkt“, der rührend schöne Zug von der Marabéth, die ihrer geizigen Schwägerin Kind nährt, als besonders köstlich empfunden wird. Ähnlich in der Erfahrung ist das letzte Stück des Buches, die Geschichte von dem lebens- und liederfrohen Kindermädchen, dem „Anneli vom Land“, an dessen Art die etwas schiefgewinkelten Stadtleute wohl gefunden könnten, wenn sie dazu die Kraft hätten.

IV. Schweizer Franzosenzeit. Fünf Erzählungen aus trüben Tagen von Ulrich Amstutz. Verlag von Orell Fühl, Zürich.

Der Berner Ulrich Amstutz steht nicht einzig da, wenn er sich als Dichter aus der Gegenwart mit ihren chaotischen Gefühlen in die Vergangenheit flüchtet. Es sind gar nicht immer schwächliche Naturen, die dies tun. Im Gegenteil; es wogt in ihnen eine Auflehnung gegen das Geschehen unserer Tage, das irgendwie zum Ausdruck kommen möchte. Aber just die Erkenntnis von der Größe der Zeit läßt sie verstummen, wo ein kleiner Geist vielleicht laut und lärmend mitredet; Erkenntnis seiner Schwäche ist auch Kraft. So erklären wir es uns, daß ein so talentierter Dichter wie Amstutz in die Romantik des Übergangs vor 100 Jahren zurücksteigt, um sich poetisch auszuleben. Fünf historische Erzählungen auf einen Schlag — sie deuten auf eine grüblerische und suchende Dichterindividualität hin. Wir glauben, nicht falsch zu denken, wenn wir dahinter ein Problem vermuten, das zu lösen sich ein starker Ehrgeiz und ein stieradiger Wille aufs äußerste angestrengt haben. Es galt die poetische Bezwingerung einer Zeitepoche, die gleich der unruhigen mit Kriegslärm und Tragik gefüllt war, aber doch einfache Verhältnisse aufweist.

Der Versuch ist nur zum Teil gelungen. Der Verfassers Gegenwartsfühlen war stärker als sein historisches Interesse; das Zeitkolorit hüllt die Epis seiner Erzählungen nur schleierhaft ein. Die Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit der historischen Volkskunst gegenüber läßt ihn zu einer wenig überzeugenden Romantik greifen, wie wir sie etwa aus Jakob Frenz „Waise von Holligen“ und aus Arthur Bitterls „Geheimnisvollem Pavillon“ kennen. So in dem ersten Buchstück „Das Grab im Walde“. In „Peter Hols“ ist diese Romantik unvorteilhaft verstärkt durch die Schwarz-Weiß-Technik in der Behandlung der Charaktere; die Vollstümlichkeit scheint hier auf Kosten des Franzosenvolkes erstrebzt zu sein; die Tage, da man solches in naiver Absichtslosigkeit und ungestraft tun konnte, sind vorbei. — Von hier an bessert sich die künstlerische Qualität des Buches zusehends. Die dritte Geschichte, „Die Sonne von Grauholz“ (der Untertitel „Ein Chronikblatt“ ist überflüssig), jetzt mit einem kräftigen humoristischen Stil ein. Sie erzählt in sehr guter Dialogführung und mit trefflicher Charakteristik, wie der Gerbergeselle Johannes Wumpeler und Mareili, die „Höp-enkrang“-Rochin, ein Paar wurden und wie sie aus den bewegten Tagen von Fraubrunnen und Grauholz einen herzigen Buben, einen Findling, und damit ihr Lebensglück herausretten. Die Zeitvorgänge sind hier noch mehr zum nebensächlichen Hintergrund geworden zugunsten der inneren Wahrheit. Ebenso in der letzten und besten Erzählung des Buches, „Die vergessene Verhaftung“. Sie ist psychologisch fein ausgeführt; eine Perle der Erfahrung ist der Zug, da ein schönes und mutiges Mädchen in kluger Geistesgegenwart den französischen Offizier zum Schachspiel verleitet, über dem er die Verhaftung des alten Arztes, Petlis Onkel, vergibt. Auch technisch ist die Novelle geschickt aufgebaut; das Zeitkolorit ist wirtschaftlich stark ausgewertet; gleicherweise verhilft die Volalgebung der Erzählung zur guten Wirkung. Nur stökt sich hier der Berner an dem Saß, in dem von der Kanzel in Riesen die Rede ist (S. 153), wie wenn dieses Dorf eine Kirche gehabt hätte. Doch diese Kleinigkeit ändert nichts am guten Gesamteindruck. H. B.